

NOT LEHRT BETEN

Von Hans Eibl

Not lehrt beten, aber nicht nur beten, sondern auch nachdenken, erfinden, arbeiten, kämpfen; Not kann den Menschen auch zur Verzweiflung, zum Verbrechen treiben, heimtückisch und böse machen. Und nicht nur die Not lehrt beten, sondern auch die Freude, die Dankbarkeit, das überquellende Leben. Doch das erhöhte Lebensgefühl führt nicht nur zum Gebet, sondern oft zum Übermaß, zum hemmungslosen Genuß, oder zum Leichtsinn, zur Gedankenlosigkeit. Es sind viele Kombinationen möglich, manche können die Seele zur Andacht treiben, manche sie auch davon abhalten. Aber immerhin sagt das Sprichwort — und solche Aussagen sind Niederschläge alter Lebensweisheit unseres Volkes —, Not lehre beten; es muß also nach dem Gefühl und der Erfahrung der Menschen oft vorkommen, daß ein Mensch, der sonst nicht an göttliche Hilfe denkt, durch die Not darauf kommt, daß er sie braucht. Da wendet man ein, daß dies eigentlich wenig vornehm sei, und daß der Mensch, wenn er Gott nicht im Glück gebraucht hat, um zu danken, edler daran täte, sich auch im Unglück auf sich selbst zu verlassen. Wir wollen deshalb, was Not, was Gebet sei, im Hinblick auf die gerade für den Krieger heute besonders naheliegende Frage untersuchen, wie der tapfere und adelige Mensch sich zur Not und zum Gebete verhalten soll. —

Unter Not im allgemeinen versteht man eine Lage, in welcher der Mensch in drückender Weise die Abhängigkeit, das Unzureichende seiner Natur fühlt. Es kommt ihm erst in der Not zum Bewußtsein, wie durchaus nicht selbstgenügsam, wie mannigfaltig bedingt sein Dasein ist, von wie vielen Umständen seine Erhaltung abhängt. Das merkt er erst, wenn einige von diesen Voraussetzungen nicht mehr gesichert sind. Die metaphysische Bedeutung der Not ist also die Erkenntnis des Sachverhaltes, daß der Mensch, philosophisch ausgedrückt, kontingent ist, nicht ein notwendiges Wesen, nicht ein Gott, der in sich ruht, sondern ein Geschöpf, das die Ursache seines Daseins und seines Soseins nicht in sich hat, das also gewissermaßen beständig am Abgrund der Vernichtung vorbeigeht. Das Wort „notwendig“ ist gut geprägt, notwendig wird das genannt, was die Not abwendet, das Dasein sichert. Ein notwendiges Wesen wäre ein solches, das alle andern brauchten, um die Not von sich abzuwenden, das ihr Sosein und Dasein verbürgte, aber selbst in keiner Weise

eines andern Wesens bedürfte, damit dieses von ihm die Not, die Daseinsbedrohung abwendete. Die Sicherheit des Daseins erscheint dem Menschen in seinem bedrohten Zustand als ein Ideal. Darum wird der Reiche und der Vornehme mit einer gewissen instinktiven Selbstverständlichkeit von den Menschen geehrt, denn er verwirklicht ein Ideal, nach dem sich jeder sehnt; erst dann werden Reichtum und Vornehmheit gehaßt und verfolgt, wenn sie als Ursachen angesehen werden, welche die eigene Existenz schmälern und der Entfaltung des eigenen Daseins im Weg stehen. Weil nun die Bedrohung des Daseins eine mit dem Menschen als geschaffenen, d. h. nicht notwendigem Wesen mitgegebene Tatsache ist, deshalb ist Not, im philosophischen Sinn des Wortes, der Zustand schlechthin, in dem sich alle Menschen, ja alle nicht in sich ruhenden Dinge befinden, sie mögen es wollen oder nicht, merken oder nicht.

Hat man einmal die vielfältige Bedingtheit des Daseins, die an der Wurzel nagende Gefährdung der Existenz erkannt, so wundert man sich eigentlich über die nachtwandlerische Sicherheit, mit der wir Menschen meistens, an Abgründen vorbei, durchs Dasein schreiten. Das ist gut so, denn es macht den Menschen auch für andere Dinge frei als für die Sicherung seiner Existenz. Ohne diese instinktive Sicherheit wäre kein Aufschwung ins Geistige möglich. Alle Kultur hat damit begonnen und beginnt bei jeder Neubegründung nach schweren Katastrophen damit, daß der Mensch sein Dasein möglichst sichert; ist dies einigermaßen gelungen, so verweilt der Mensch nicht mehr nur beim bloß Notwendigen, dann treibt ihn der in der Zeit der Not gelernte Arbeitseifer dazu an, das nebenbei Entdeckte — hierher gehört z. B. die großartige Entdeckung der Gesetzmäßigkeit der Natur, eine der wichtigsten Früchte der Notarbeit — über das, was zur Sicherung des Lebens dient, hinaus zu einer geistigen Ordnung auszubauen, die ihm seine Würde erst zum Bewußtsein bringt. Er betreibt das Wissen um des Wahren willen, er schmückt sein Leben durch Künste, er bildet sich das Ideal des nicht nur im Kampf ums Dasein bewährten, sondern in sich edlen, freien, unerschütterlichen Menschen, dem man die Angst um das Dasein nicht in jedem Augenblick anmerkt. Die Daseinsnot ist so groß, die Existenz so bedrängt, und der Mensch weiß das, im Gegensatz zum Tier, das mehr im Augenblick (wenn auch

nicht gänzlich; es hat ein Ahnungsvermögen) und daher mit einer gewissen Sicherheit dahinlebt, so genau — denn ein Mittel sich zu sichern ist ja die Beobachtung und die Voraussicht, die Erkenntnis der Gefahr und ihre Vorwegnahme in der Phantasie, wodurch aber die Angst um das Dasein vermehrt wird —: das alles sieht also der Mensch so deutlich, daß das Menschengeschlecht wohl längst ausgestorben wäre, wenn nicht der Geschlechtstrieb beim Menschen mit ungleich größerer Macht aufträte als bei den Tieren, wo er rhythmisch geregelt ist.

Daß damit eine neue Not eintritt, ist wesentlich. Jede Überwindung der Not schafft eine neue. Das auffallendste Beispiel ist das Anwachsen der Bevölkerungen. Zunächst ist die Vermehrung ein Vorteil, denn gemeinsam können die Menschen die Not besser überwinden, durch Arbeitsteilung die „notwendigen“ Arbeiten besser leisten; aber die zunehmende Menschenzahl erhöht zugleich ihre Bedürfnisse und damit die Not. Wir erleben das gerade jetzt mit drastischer Deutlichkeit. Die Not der mitteleuropäischen Völker ist die Raumenge. Seitdem die Bürgerkriege des 16. und 17. Jahrhunderts diesen Völkern, namentlich den Deutschen, den Ausweg in die großen Räume genommen haben, können alle die fürchterlichen Blutverluste, welche unser Volk in den aufeinanderfolgenden schweren Kriegen erlitten hat, nicht verhindern, daß der Raum immer wieder zu enge wird; zumal wenn Nachbarn und andere auf Wahrung ihres Lebensraumes bedachte Völker jegliche Erweiterung unseres Raumes verhindern, während sie selber über mehr als genügendes Land verfügen. — Aber genug der Erläuterungen; das Ergebnis dieser Betrachtung ist: Der Mensch kommt aus der Not nie heraus, sie ist ihm wesentlich, weil er den Grund seines Daseins nicht in sich hat; erhöht wird die Not dadurch, daß er das weiß; denn er ist ein nachdenkliches Geschöpf. In manchen Fällen läßt man darum einen Menschen im Unklaren über seine trostlose Lage, um sein Leiden nicht zu erhöhen. Aber im allgemeinen muß der Mensch die Erkenntnis seiner Not mit in Kauf nehmen, wenn er seine Sicherheit erhöhen will. Darum ist das Erlebnis einer konkreten Not ein unvermeidliches, für den Aufbau der Seele wichtiges Ereignis.

Welche Formen der Sicherung gibt es nun? Der rein egoistische Versuch, um jeden Preis das Einzeldasein zu sichern, führt zu einem gesellschaftsfeindlichen Verhalten, zum Verbrechen, und erreicht deshalb sein Ziel nicht. Schon die Tiere haben den Weg der gemeinsamen Sicherung beschritten, und das Menschengeschlecht ist seit uralten Zeiten auf der Suche nach der besten Form des Zusammenlebens der einzelnen in Stamm und Staat und der Staaten untereinander. Aber gleich-

zeitig mit all diesen Versuchen geht außerdem durch die ganze Kulturgeschichte das Bestreben, das metaphysische Verhältnis des Menschen zum Ganzen der Welt möglichst klar zu erkennen und möglichst glücklich zu gestalten. Denn es leuchtet ein: die Aussichten einer Sicherung sind andere in einer Welt des Zufalls, etwa im Weltbild des antiken Atomismus, in dem es nur die regellose Bewegung der Atome gibt, andere in einer rein physikalisch geordneten Welt, wieder andere, wenn es höhere Mächte, z. B. metaphysische Lebensströme, gibt, in denen die einzelnen Wesen mitgeführt werden, ohne daß die Gattungen und Arten, geschweige denn die Individuen, besonders wichtig wären, und sie sind wieder andere, wenn sich die höheren Mächte um das Schicksal der lebenden Wesen kümmern und insbesondere das menschliche Streben nach Werten, nach Ideen schützen und fördern.

Damit sind wir auf einem längeren Umweg beim Gebet angelangt. Die bekannte Definition lautet: Gebet ist die Erhebung des Geistes zu Gott; der besondere Zweck des Gebetes ist nach dem konkreten Anlaß verschieden, aber der wesentliche Zweck ist die Verbindung mit dem höchsten Wesen. Das Gebet ist nur sinnvoll in einer Weltanschauung, die zwei Voraussetzungen macht, nämlich daß das Schicksal der Geschöpfe, des Menschen insbesondere, nicht gleichgültig, sondern dem Walten einer Vorsehung anvertraut ist, ferner daß eine Beeinflussung des menschlichen Schicksals durch das menschliche Tun im allgemeinen, insbesondere aber durch Versenkung in Gott möglich ist. — Wir glauben heute eine Reihe von Weltanschauungen nicht mehr, in denen das Gebet unsinnig wäre, wir glauben also nicht an eine rein zufällige Welt und nicht an eine Welt, in der es nur physikalische Gesetze gäbe. Wir glauben nur mehr an eine Welt von kompliziertem Aufbau aus mehreren Ordnungen. Unter den möglichen Weltanschauungen dieses gemeinsamen Typus gibt es solche, in denen das Göttliche so gesehen wird, daß es die menschlichen Werte garantiert und dem menschlichen Mitwirken einen gewissen Spielraum gewährt. Von der Fundierung der Werte durch Gott soll diesmal nicht gesprochen werden; sie bleibe vorausgesetzt. Dagegen wollen wir uns mit dem Spielraum der Freiheit befassen.

Ein oft gehörter Einwand macht geltend, es sei doch unmöglich, die göttlichen Pläne zu beeinflussen, das Gebet sei daher unsinnig. Darauf ist zu erwidern: Dieses Argument gilt nicht nur gegen das Gebet, es gilt schon gegen die menschlichen Wirkungen innerhalb der anschaulichen Welt der täglichen Erfahrung. Man kann gegen jeden menschlichen Entschluß einwenden, daß es unsinnig wäre, dem göttlichen Willen vorzugreifen; und

doch entschließen wir uns stündlich zum Handeln. Das hat nur einen Sinn, wenn das menschliche Tun als ein freies in den göttlichen Plan eingeht. Aber auch auf diese Frage kann hier nicht näher eingegangen werden.

Das Problem liegt demnach folgendermaßen: Zugegeben, daß es Mitwirkung mit einem in der Welt liegenden Plan gebe, also freie Entscheidung des geschaffenen Geistes und göttliche Vorsehung verträglich seien, so erhebt sich die Frage, ob wir überdies noch eine derartige Berührung mit der metaphysischen Welt, von der aus die Pläne der Geschichte im großen und im kleinen in die Welt eindringen, annehmen wollen, daß es uns möglich ist, übernatürliche Kräfte in Bewegung zu setzen. Eine Frage, die manchem unheimlich erscheinen wird, denn wir stehen, so scheint es, an der Grenze des Gebietes, das man heute in der Religionswissenschaft als das magische bezeichnet. Gegen religiöse Weltanschauung und Betätigung wird ja auch oft der Vorwurf des Magischen erhoben. Darauf ist zunächst zu sagen, wenn die Welt wirklich so gebaut wäre, so könnten wir nichts anderes tun, als uns in ihr zurechtfinden. Aber lassen wir uns durch das Wort „magisch“ nicht erschrecken, sagen wir statt dessen lieber: die Welt ist wunderbar, Wunder bergend, Kräfte und Wirkungen in sich schließend, welche vom Standpunkt der Ordnung eines Teilgebietes unfasslich, unmöglich sind. Dieses Wunderbare ereignet sich mitten in der uns zugänglichen Natur; unableitbar aus den Voraussetzungen der physikalischen Welt existiert das Bewußtsein, und unableitbar aus dem menschlichen Bewußtsein allein sind die Pläne der Geschichte, die es geben muß, weil es nicht wahrscheinlich ist, daß in einer geordneten Welt die Geschichte eine ungeordnete Lücke wäre. Eine solche wunderbare Welt vorausgesetzt, hätte das Gebet die Bedeutung, daß sich der Mensch mit allen seinen Kräften der Übernatur einordnete und nach den Gesetzen dieser höheren Welt in seinem Wesen befestigt und gehoben würde. Das könnte in einzelnen Fällen auch in der Form einer erhöhten irdischen Sicherheit sich auswirken. Eine reiche Erfahrung spricht für die Wirklichkeit auffallender Gebetserhörungen. Das Wesentliche ist aber nicht diese beglückende Begleiterscheinung des Gebetes, sondern der ernste Wille des Menschen, sich in den Strom des göttlichen Lebens hinein und der Verwirklichung des göttlichen Willens zur Verfügung zu stellen.

Die Bedeutung des Gebetes aus Not liegt also darin, daß der Mensch überhaupt betet. Der konkrete Anlaß ist die Daseinsangst. Aber es ist doch nicht Schwäche und Feigheit, die sich offenbart, sondern es verhält sich so, daß in allen außerordentlichen Lagen die Draperien und Mas-

ken, mit denen der Mensch seine Seele vor seinem eigenen spähenden Auge verbirgt, als unwichtig herabsinken und er sozusagen in metaphysischer Nacktheit dasteht. In dieser Lage kommt er darauf, daß er trostlos allein wäre, wenn es nur die Hilfe gäbe, auf die er bisher gebaut hat. Er entdeckt aber zugleich, daß er gar nicht allein ist, daß er aus dem göttlichen Leben gar nicht herausfallen kann.

Das Gebet ist demnach die wesensgemäße Ergänzung der Not. Gebet und Not sind zwei Seiten desselben Sachverhaltes. Not bedeutet: Der Mensch hat sein Dasein und Sosein nicht aus sich und er fühlt das; Gebet bedeutet: Der Mensch hat sein Dasein und Sosein aus Gott und er erkennt das an. — Nicht bloß konkrete Not enthüllt übrigens dem Menschen plötzlich seine Wesensabhängigkeit von Gott und läßt die Masken versinken: auch großes Glück kann den Menschen stürmisch zum Ursprung alles Daseins und aller Werte, große Erkenntnis ihn dankbar zum Urquell aller Wahrheit, der Anblick erhabener Schönheit freudig zum Ordner aller Dinge, selbst die Einsicht in eine große Schuld zur Anerkennung des Richters und seiner Gerechtigkeit führen. In allen diesen Fällen betet der Mensch, und es gibt danach Gebete aus Not, in Freude und Dankbarkeit, in verehrender Bewunderung, in Reue und Buße.

Alle diese Haltungen sind menschenwürdig, denn sie ergeben sich aus der metaphysischen und religiösen Stellung des Menschen. — Damit ist auch die Frage beantwortet, wie sich der tapfere Mensch zu Not und Gebet verhält. Daß der Mensch namentlich im Kampf die Bedrohung seines Lebens erkennt und fühlt, ist unvermeidlich; und wenn er nun aus der Besinnung auf seine Herkunft aus dem göttlichen Sein Kraft bezieht, so ist das nicht nur vernünftig, sondern in jeder Hinsicht heilsam; und er wird auch als Kämpfer nicht nur tüchtiger, sondern edler, wenn er betet. Mehr noch als solche Erwägungen allgemeiner Natur überzeugt das Beispiel großer Helden und Staatsführer, eines Prinz Eugen, eines Andreas Hofer, Bismarck, Moltke, Hindenburg, Mackensen und zahlloser tapferer Kämpfer, welche heldenmütig ausgeharrt haben, wie die Verteidiger Wiens in der Türkenzeit, die Helden des Alcazar im spanischen Bürgerkrieg und die vielen Toten des Weltkrieges, welche betend gestorben sind. Es gibt wohl noch einen andern Typus von Heldentum, den heroischen Pessimismus, das stolze Aus-harren in größter Not und in völliger Einsamkeit ohne Hoffnung auf eine Hilfe aus höherer Welt. Ein für verschiedene Äußerungen von Größe empfängliches Gemüt wird dieser Form des Heldentums die Achtung nicht versagen, aber wer die Wirklichkeit nüchtern beurteilt, wird doch einsehen, daß der heroische Pessimismus nur Menschen von

großer Härte des Willens möglich ist und sich besser für den Ausnahmefall des Krieges als für den Normalfall des Friedens eignet. Denn dieser Zustand ist eine heftige, eine wilde Reaktion gegen die in der Seele lauende Verzweiflung und daher mit einem grundsätzlichen Mißtrauen gegen die Wirklichkeit und auch gegen den Menschen

verbunden, daher im tiefsten Grund trotzig individualistisch. Der Tapfere aber, der zugleich fromm ist, verliert nie das Vertrauen in den Sinn des Daseins und kann deshalb, ohne das innere Gleichgewicht zu verlieren, die Pflichten des Friedens mit denen des Krieges und die des Krieges mit denen des Friedens vertauschen.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER, GELESEN IM KRIEG

Von Hubert Becher S. J.

Goethe schließt seine „Campagne in Frankreich“ 1792 mit den Versen:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Tür zu Türe sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freudig regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Der unglückselige Feldzug läßt es freilich begreifen, daß der Dichter mit großer Unlust seiner gedachte; aber daß die Enge des stillen Herdes ihn allein beglücken könne, ist bemerkenswert. Wenn nun selbst ein uns heute fast idyllisch anmutender Krieg in einem Dichter eine solche Stimmung hervorruft, was soll man dann von der Dichtung im gegenwärtigen Ringen sagen? Muß sie nicht schweigen, und dürfen die Musen erst dann wieder uns nahen, wenn wir der Muße pflegen können? Das hieße denn die Kunst fast als ein Spiel verachten. Wenn jedoch jenes andere Wort, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, auch nur in beschränktem Umfang angenommen wird, dürfte auch der Dichter erst in der Prüfung des Krieges seinen wahren Wert enthüllen. Wo immer der Mensch und sein Bestand in seinen innersten Gründen erschüttert wird, muß es sich zeigen, aus welchen Kräften er eigentlich lebt. Der Dichter, der seinem Volk die Vollgestalt des Menschentums vorstellt, muß gerade unter den jähen Feuern des Krieges aufglühen, ohne zu Asche zu verbrennen. Kunst ist nicht bequemer Genuß und träge Sorglosigkeit. Was sie in Schönheit und Vollendung darstellt, muß dem Wesen des Menschen und Volkes so notwendig angehören, daß es sich lohnt, daß Tausende dafür in den Tod gehen. Darum wird der Krieg, in dem für ein hohes Ziel gekämpft wird, der Prüfstein wahrer Dichtung sein, und umgekehrt wird das im Kriege geschüttelte Volk aus dem Wort des Dichters den Sinn seines Kampfes erkennen und den Mut finden, durch alle Stürme hindurch für so hohe Güter zu streiten und alles für sie einzusetzen.

Rudolf Alexander Schröder (geb. 26. 1. 1878 in

Bremen) als Beispiel für diese Wahrheit zu nehmen, möchte auf den ersten Blick als ein Schlag gegen seine Art und Leistung erscheinen. Unter denen, die heute über Dichtung denken und in ihren Werken ihre Gedanken zu verwirklichen suchen, nimmt er eine bestimmte, fast einsame Stellung ein. Dichtung und Kunst, schreibt er, „walten in einer andern Welt als der des Tages, in einer Welt, die ‚nicht von dieser Welt‘ ist“¹. Er selbst klagt sich im Frühjahr 1918 in einem Brief an: „Wir haben — wenn auch nur geistig — genießen und Genuß erwecken wollen zu einer Frist, während derer schon längst das Signal geblasen war zum Kampfe gegen nichts Geringeres als das gespenstige Umsichgreifen einer europäischen Geistesverfinsterung. Wir haben auch für solches Verhalten unseren Lohn dahin; denn wie wir uns — vielleicht auch notgedrungen! — von der Not der Zeit absonderten, so ist das Beste und Köstlichste, das wir zu geben hatten, für Tausende zur Anteilnahme Berufener ein non ens und nonsens geblieben“ (I 13). Sein Dienst an der Sprache — Hans Grimm nennt ihn den größten und zuchtvollsten Meister deutscher Sprache der Gegenwart —, die kühlen Verse seines „Elysium“, die Arbeit an der Übersetzung der Alten, sein bibliophiles Bemühen, die Zurückhaltung in allem Persönlichen, das den Alltag und die laute Öffentlichkeit meidet, scheinen nur zu bestätigen, was er 1918 von sich sagte, und überdies das Urteil herauszufordern, daß jene Selbsterkenntnis nur eine vorübergehende Empfindung gewesen sei. Ähnlich wären auch seine vaterländischen Gesänge, seine deutschen Oden und seine Kriegslieder, selbst das unsterbliche „Deutscher Schwur:

¹ Die Aufsätze und Reden (I 356), in zwei Bänden gesammelt. 80 (447 u. 514 S.) Berlin 1939, Fischer. Geb. M 15.—; in den Anführungen mit I, II bezeichnet. Von den übrigen Werken seien außer seinen Homer-, Horaz-, Vergil-, Cicero-Übersetzungen genannt: Die Gedichtbücher Elysium 1905, Deutsche Oden, Heilig Vaterland 1914, Mitte des Lebens 1930, Ein Lobgesang, Ballade vom Wandersmann 1937, die Prosabücher Aus meiner Kindheit und Jugend 1934, Dichtung und Dichter der Kirche 1936.